Haus Siegfried.

Roman von Schmidt-Weißenfels.

(4. Fortsetzung.)

„Mein Gott," sagte sie ihm indessen mit dem Tone der Gleichgültigkeit, „wozu den Fall so tragisch nehmen! Da Du durch meinen Vater den Namen Siegfried erhalten hast, solltest Du auch stets der Rücksichten Dich bewußt fühlen, die Du ihm schuldig bist. Das wollte ich Dir wegen Helene's zu Gemüth führen. Du bist ein Schwärmer. Meinetwegen. Doch wenn Deine Schwärmerei mir unbequem wird, habe ich sie Dir immer verübelt. Schließlich meine ich es nur gut auch mit Dir, wenn ich Dich von der Heirath mit dem armen Mädchen abhalten will. Du bürdest Dir eine Last auf. Wie Du sie mit dem Vermögen, das Dir mein Vater vermacht hat, ertragen wirst bei Deiner Verwöhnung, bei Deinem Nichtsthun — denn Deine Malerei ist doch nur Spielerei! — das geht uns Siegfrieds aber in so fern an, als Du uns einmal von dieser Last etwas aufhalsen konntest. Das beanspruchst Du dann wegen des Namens, der Dir aus Zufall oder Uebereilung mit der Adoption gegeben worden, wegen der Aufnahme in unsere Familie, die Du erhalten hast. Am Ende rechnest Du noch auf eine Erbschaft von Onkel Friedrich, dem Du ja nicht von der Seite gehst, an den Du Dich förmlich drängst und der leider auch die Hauptschuld daran trägt, daß Du nichts Ordentliches gelernt hast und als Baron in den Tag hinein leben durftest. Verstehst Du mich jetzt?" versetzte sie ihm grausam und kalten Blutes von Neuem einen Stoß mit ihrer vergifteten Waffe.

„Ich verstehe," erwiderte er mit düsteren Mienen, hinter denen der Zorn in den Adern der Stirn und Schläfen spielte. „Nun erkenne ich Dich erst. Von dieser Niedrigkeit Deines Charakters, wie sie mir jetzt schamlos in aller Blöße entgegentritt, hatte ich keine Ahnung. Nein, ich glaubte es nie, daß Du so schlecht, so von Habgier erfüllt seiest, wie Du Dich jetzt offen Deinem Mann sowohl wie mir verrathen hast."

„Ich nenn's vernünftig," lachte sie höhnisch hinein.

„Getäuscht habe ich mich also immer über Dich bisher," fuhr er fort, und seine Worte waren bald von Schmerz, bald von Ingrimm bewegt. „Die Liebe, die ich Dir entgegentrug, machte mich also blind. Als Du ein Kind warst, habe ich für Dich geschwärmt. Ich hing Dir an in treuer Zuneigung und ertrug Deine Launen, Deine Herrschsucht, ließ Dir willig stets die erste Stelle, die Du begehrtest, obgleich ich der Aeltere war. Ich that's auch aus Dankbarkeit gegen meine Wohlthäter."

„Das gehörte sich wahrhaftig!" rief sie dazwischen.

„Ich wollte es nicht sehen und nicht glauben, daß Du mich den Herzen meiner Wohlthäter zu entfremden strebtest. Dem Deiner Mutter zuerst, die ich, wie wenn sie meine eigene gewesen wäre, verehrte und die ich trotz der Zurücksetzungen, welche sie mir, dem größer gewordenen Knaben, erwies, noch heute segne und betraure, mehr denn Du, ihr einziges, spät geborenes Kind, seit dessen Geburt sie hinsiechte, bis der Tod ihren Leiden ein Ende machte."

„Aha, Du machst Dir ein Gemälde, in dem Du Dich in's schöne Licht setzest. Das soll mir wohl auf's Herz fallen? Ich soll mich wohl beschuldigen, den Tod meiner Mutter verschuldet zu haben und überhaupt in das Leben gekommen zu sein, um Dir den gefundenen Platz etwas zu beeinträchtigen?"

Er hörte darauf, aber er beantwortete nur mit der weiteren Ausmalung des Bildes, wie sie es bezeichnet hatte.

„Bei deinem Vater, dem alten Herrn Wilhelm, gelang es Dir eben so wenig wie bei Onkel Friedrich, mich aus der Gunst, der ich Alles verdanke, zu bringen."

„Das fiel mir gar nie ein."

„Oh, ich nahm es auch nicht an. Ich kannte kein Mißtrauen zu Dir, ich vergaß niemals, daß ich nur der Güte Deines Vaters verdanke, was Du als Recht des ihm eigenen Kindes in Anspruch nehmen konntest. Aber nun sind mir die Schuppen von den Augen gefallen. Wenn ich so mancher Züge aus unserem Jugendleben jetzt mich erinnere — wie entstellen sie jetzt Dein Gesicht. Wie log doch Deine schöne Larve!"

„Das läßt mich kalt, mein Lieber."

„Als Dein Vater gestorben war und das Testament —"

„Ah, diese Erinnerung kommt Dir auch, um Deine angebliche Zurücksetzung mir zur Klage vorzubringen? Grade jetzt, merkwürdig! Du thatest doch bisher ganz zufrieden damit, hunderttausend Mark dabei gefischt zu haben?"

Verächtlich blickte er auf sie.

„Ich erhielt mein rechtmäßiges Erbe," schleuderte er ihr zu; „ich rechnete es nicht nach, bis heute nicht."

„Das scheint doch."

„Ich erstaunte nicht, daß Du das übergroße Theil des väterlichen Nachlasses erhieltest, wie alle Anderen sich darüber wunderten. Ich fand keine Ungerechtigkeit darin, kein Mißmuth über diese Kränkung focht mich an."

„Noch schöner! Eine Kränkung!" entgegnete sie lebhafter und ihre steinkalten Augen blitzten gegen ihn auf. „Man gab Dir, dem angenommenen Sohn, mehr als genug und, was man Dir gab — übersehe es nicht —, ließ ich von dem Meinigen fahren, wurde mir entzogen. Ich war die einzige rechtmäßige Erbin. Du konntest nur Gnaden halber so viel bekommen, um Dein Nichtsthuerleben, da Du nun einmal zu einem Siegfried gemacht worden warst. Da zeigte sich der Fehler, daß man Dich als einen Sohn des Hauses erzogen hatte, der Du doch nicht warest; ja, daß man Dich aus Schwäche, weil es Onkel Friedrich so gefallen, ohne rechten Beruf hatte aufwachsen lassen, was doch einem rechten Sohn des Hauses sicher nicht beieschieden gewesen wäre. Den hätte man für das Geschäft bestimmt. So mußte man Dich aus Anstand, aus Ehre des Hauses, mit einem Vermögen bedenken, groß genug, um sorglos davon leben zu können. Die Wohnung kostete Dich ja auch nichts."

Er nahm diesen schmutzigen Erguß ihrer Seele mit eisiger, unheimlicher Ruhe auf, so daß sie, gereizt dadurch und von der vernichtenden Verachtung in seinen Blicken, heftiger noch einmal anhob:

„Ja, ja, mein Herr, so ist die Geschichte. Ich will auch ein paar Pinselstriche an Deinem Gemälde anbringen. Du konntest froh sein, im Ueberfluß und ohne Arbeit, wie zu Deinem [illegible]on plaisir, so lange gelebt zu haben. Mit dem Tode des Vaters jedoch hätte man Dich arbeiten lassen sollen. Du hättest Dir verdienen müssen, was Du brauchtest. Wie wäre es Dir denn ergangen, wenn Du Robert Werg geblieben, wozu Du von Rechts wegen bestimmt gewesen? In's Waisenhaus wärst Du gekommen und dann zu einem Schuster oder Krämer in die Lehre. Da schustertest Du jetzt oder ständest irgendwo hinter einem Ladentisch. Und Du willst Dich beklagen, Dich gegen mich über Zurücksetzung? Und Du, den man aus der Armuth gerissen, will uns jetzt die Armuth Anderer in's Haus setzen, den Edlen spielen mit dem Gelde, was mir eigentlich gebührte, um später uns, wenn Du nichts mehr haben wirst, Deine liebe Frau mit wo möglich einem halben Dutzend Kindern zur Versorgung aufzupacken? Blos, weil Du als ein Siegfried angenommen worden warst, eine Leichtfertigkeit meines Vaters, die Onkel Friedrich nachher schwer verantworten konnte."

Robert rührte sich aus seiner Unbeweglichkeit.

„Schweigen," sagte er ernst und feierlich, „würde die passendste Antwort auf Deine Worte sein. Aber Du konntest meinen, daß ich damit im Gefühl meiner Demüthigung Dir Recht geben muß. Da es zu einer solchen Auseinandersetzung zwischen uns gekommen ist, zu einer Abrechnung, so gewinne ich es über mich, Dir mein Conto entgegen zu halten. Ich habe als in aller gesetzlichen Form angenommener Sohn des Wilhelm Siegfried'schen Ehepaares mit dem Familiennamen desselben auch alle Rechte eines legitimen Kindes desselben und eines Erben ihres Nachlasses erhalten; unverlangt, ohne mein Wissen und Willen, bin ich auf diesen Platz gestellt worden, aus freiem Verfügen Derer, die Aelternstelle an mir zu vertreten übernommen hatten. Wenn ich das offenbare Unrecht, welches mir bei der Erbtheilung angethan wurde — sie war erst durch ein zweites Testament bestimmt worden, welches mein Vater Siegfried als schwacher kranker Mann, kurz vor seinem Tode, machte, und im ersten war wohl gerechter verfügt worden —, wenn ich dieses Unrecht ohne Kränkung hinnahm, es vergaß, es nicht kennen wollte, so habe ich aber mein Erbtheil von hunderttausend Mark desto mehr als mein Rechtsgut betrachtet, nicht als ein Gnadengeschenk, nicht als eine Schädigung Deines Antheils. Der Deinige vielmehr hat mich beraubt und wer es bewirkte, der hat eben so niedrig gegen mich, wie gegen die Ehre des Hauses Siegfried gehandelt. Und das warst Du!"

„Unverschämt!" fuhr sie auf.

„Du hast den schwachen Vater zu bestimmen gewußt, so jung Du noch gewesen, seinen angenommenen und rechtlich gleich Dir gestellten Sohn wie mit einem Almosen abzufinden, ihm sein Recht zu schmälern, ohne Grund ihn wie einen Unwürdigen zurückzusetzen. Aus seinem Herzen wäre es nie gekommen — Du hattest seinen Sinn berückt, Du Habsüchtige. Jeder zeigte mit Fingern auf Dich; Jeder erkannte, daß ich um Deinetwillen, durch Dich in dem Meinigen verkürzt worden war. Zittert nicht noch jetzt in Dir die Habgier nach meinem Erbe? Sagtest Du es nicht offen heraus, daß es Dir gebührte?"

Er stand wie ein strafender Richter vor ihr und in ihrem Zorn suchte sie vergeblich sich seiner Ueberlegenheit zu entziehen. Seine Anschuldigung erdrückte ihre Kampflust; seine Sicherheit, mit der er sie moralisch niederbeugte, flößte ihr Furcht ein, die sie vor dem sonst so gutmüthigen, liebenswürdigen, bescheidenen Manne am wenigsten gekannt hatte. Sie fand kein Wort.

„Genug davon," hob er wieder an. „Mich trieb nichts, diese Sache zur Sprache zu bringen, als um Dir zu erhärten, daß ich ein Recht habe, auf dem ich so fest und sicher stehe, wie Du und ohne jemals Gewissensbisse dabei fürchten zu müssen, wie Du. Mein Recht als Sohn Deines Vaters, als Dein Bruder, als ein Siegfried, werde ich zu wahren wissen, und grade Dir gegenüber will ich es zur Geltung bringen."

„Mir gegenüber?" bebte es von ihren bleichen, schmal zusammengezogenen Lippen. „Du wagst es, mir zu drohen?"

„Nicht zu drohen, aber Dich zur Rechenschaft zu ziehen."

„Du?"

„Ja, mit meinem Recht, als Dein älterer Bruder, um die Ehre der Familie, welcher er angehört, zu schirmen."

„Du?" stotterte sie wieder in erstickender Wuth mühsam hervor, „Du?"

Er nickte mit dem Kopf.

„Du hast den Bruch mit Deinem Manne auf eine unverantwortliche Weise gesucht," erhob er seine neue Anschuldigung; „Du willst Dich scheiden lassen, ohne daß ein sittlicher oder vernünftiger Grund Dich dazu berechtigte. Ich habe es ja aus Deinem eigenen Munde gehört, wessen Du Deinen Mann beschuldigt, um Vorwände für Dein freventliches Handeln zu haben. Du sprachst von seinem Bankerott, von einem Attentat auf Dein Vermögen. Nun, Dein Mann wird weder bankerott werden, noch bedarf er Deines Geldes mehr."

Sie hatte während dieser Worte ihre Fassung zurückgewonnen und, wie ein Wild vom Verfolger gestellt, sich zum Kampf gerüstet.

„Hat Dir," entgegnete sie mit dem schneidenden Hohne, mit dem sie ihm gleich nach seiner Ankunft auf seine Fragen geantwortet hatte, „mein Mann dies Alles vertraut?"

„Ich weiß es."

„Und Du sollst es mir wieder sagen als sein Bote, nicht wahr? Er hat sich das Geld anderwärts verschafft und glaubt, nun sei auch Alles wieder zwischen uns in Ordnung. Vielleicht hast Du Deinem lieben Schwager gar Deine hunderttausend Mark gegeben, wenn Du sie überhaupt noch besaßest?"

Er hielt einen kalten, festen Blick auf sie und sagte:

„Ich gab ihm, was ich geerbt und was ich mir erhalten habe. Ich that es um der Ehre des Hauses Siegfried willen, wozu Du Dich nicht verstehen wolltest."

Sie biß sich auf die Lippen. Im Augenblick verwand sie nicht die Ueberraschung und Beschämung, welche ihr diese Mittheilung bereitete.

„So!" preßte sie endlich heraus. „Das thätest Du? Nun, es geht mich ja nichts an. Du kannst ja mit Deinem Gelde machen, was Dir behagt. Aber ich kann auch mit dem meinigen thun und lassen, was mir gefällt, und in das Geschäft wollte ich es eben nicht geben."

„In das Geschäft Deines Mannes, in das Deiner Familie!"

„Gleichviel. Wie es zwischen mir und meinem Manne geworden, will ich weder geschäftlich noch sonst etwas mehr mit ihm gemein haben. Das ist fester Entschluß bei mir; ich habe ihn meinem Manne angekündigt und ich wüßte gar keine Veranlassung, ihn jetzt noch anderen Leuten zu verhehlen. Nichts ändert diesen Entschluß, und würde auch Herr Schauß wieder im Stande und geneigt sein, die Kosten für einen mir zusagenden und meinen berechtigten Ansprüchen genügenden Haushalt zu bestreiten."

Sie drehte sich wieder weg von Robert, als habe sie nun Alles gesagt, was sie ihm noch zu sagen Lust gehabt, und marschirte hastig hin und her über den weichen Teppich.

Er verfolgte sie mit seinen ernsten, sinnend gewordenen Augen.

„So giebt es für Dich also noch andere Gründe?" fragte er nach einer Pause.

„Welche man will," warf sie hin.

„Du bist es Deiner Familie, Onkel Friedrich und mir schuldig, einen Schritt, wie Du ihn beabsichtigst, ausreichend zu rechtfertigen."

„Ich bin nichts schuldig, dem Onkel Friedrich nicht, und Dir vollends nicht. Ich bin mündig und verstehe von meinem freien Willen Gebrauch zu machen. Meine Angelegenheiten stelle ich nicht unter Vormundschaft. Wenn ich noch Rede darüber zu stehen habe, so ist es vor Gericht, und damit benügt Euch."

„Und Du wolltest Dich zur Richterin über meine Heirath mit Helene aufwerfen, darin eine Rücksichtslosigkeit gegen die Familie finden, während Du selbst durch einen solchen Scheidungsprozeß die öffentliche Aufmerksamkeit in peinlichster Art auf Deine Familie lenken wirst? Was wird die Welt sagen?"

„Was ihr beliebt, es ist mir sehr gleichgültig. Eine Scheidung ist ja nichts Unehrenhaftes. Man hat sich geirrt, als man sich heirathete, und man trennt sich, nachdem man seinen Irrthum eingesehen hat. Das ereignet sich alle Tage und in allen Kreisen der Gesellschaft."

„Dein Mann hat Dir Alles zu Liebe gethan — was hast Du ihm vorzuwerfen?"

„Denke, daß ich ihm vorwerfen kann, mich nicht glücklich gemacht zu haben, oder was Du sonst will."

„Das ist Leichtsinn, Elise, das ist sündhaftes Spielen mit dem Lebensglück, auch Anderer."

„Ich stehe mir am nächsten, und wenn ich lebe, so erstrebe ich, mich glücklich dabei zu wissen. Sonst hat das Leben keinen Zweck. Mein Mann wird sich trösten; er behält ja nach dem Testament das Geschäft. Er hat selbst begriffen und eingestanden, daß wir nicht mehr zu einander passen. Warum also sich gegenseitig quälen?"

„Und Dein Kind?" rief Robert entrüstet, „Dein Wolfgang?"

Sie schritt noch immer hin und wieder.

„Bah, ich bleibe seine Mutter. Sein Vater kann ihn erziehen. Mir fehlt die Begabung, Mutter zu spielen. Dafür kann ich nicht."

„Weib!" trat ihr Robert entgegen, „hat Dir der Schöpfer denn einen Stein statt eines Herzens in die Brust gegeben?"

„Ich bitte Dich — keine Scene! Keine mehr. Die Aufführung hat schon allzu lange gedauert."

„Was hat Dich so verhärtet?" drang er entschlossen in sie. „Ein Schuldbewußtsein?"

„Ich bitte Dich; wiederhole ich."

„Ein Schuldbewußtsein, ja, es kann nicht anders sein."

„Die Vernunft, ich habe es Dir schon einmal gesagt."

„Die Vernunft? Nein, das Gegentheil, oder eine Vernunft, wie sie der Verbrecher anwendet, um seinen Zweck zu erreichen."

Sie lachte erzwungen auf.

„Malst Du wieder?" spottete sie. „Nun, es ist ja Dein Handwerk."

„So verändert," erwiderte er unbeirrt, „bist Du erst seit Deiner Rückkehr von der Reise."

„Ei, ei, wie scharfsinnig!"

„Bernhard glaubt die wahre Ursache zu kennen. Der Herr Baron v. Schaal —"

Er hielt inne und beobachtete sie scharf. Sie warf trotzig ihren Kopf mit der goldblonden Haarfülle zurück, die lose über ihre Schultern fiel.

„Was sich Bernhard mit seiner Eifersucht doch noch für Leiden schafft," antwortete sie leichthin. „Er hat es gar nicht mehr nöthig."

„Elise, Du umgehst die Frage. Hätte Bernhard Recht —?"

„Nun?" forderte sie ihn heraus.

„Dann wärst Du eine treulose Verrätherin an Gatten und Kind und ehrlos würdest Du in Deiner Familie dastehen."

„Brrr!" machte sie in künstlichen Schaudern. „Schrecklich!"

Robert sah ihr noch einige Minuten zu, wie sie sich jetzt in einen Sessel am Fenster setzte und durch die Scheiben gelassen hinausschaute. Dann sagte er zum Abschied

„Mehr mit Dir zu sprechen, wüßte ich nicht."

„Gottlob!"

„Es war eine ernste, aber wohl eine letzte Auseinanderandersetzung zwischen uns."

„Noch eine wäre überflüssig."

„Du stößest Deinen braven Gatten von Dir, Deinen Sohn; auch mich. Ich soll Dein Bruder also nicht mehr sein."

„Du warst mir immer ein gemachter. Ein echter hätte wohl nicht ohne Weiteres die Partie meines Mannes ergriffen, sondern die meinige. Ich bin es satt, die Rolle einer Schwester gegen Dich spielen zu sollen."

Sie würdigte ihn keines Blickes dabei.

Er aber konnte die Augen noch nicht von ihr wenden. In schmerzlichem Ausdruck ruhten sie auf ihr, und als müßte er einem letzten Herzensschlage für sie nachgeben, murmelte er:

„So bin ich für Dich Robert Werg geworden. Du hast es gewollt. Ich lasse mein Bruderrecht fallen."

„Er hat sich von selbst gemacht," sprach sie wie zu sich allein; „was nicht zusammengehört, zerfällt in seine Theile. So in der Ehe, so im Leben sonst noch. Das ist natürlich. Darüber kann man nicht unglücklich sein."

Er hörte ihre letzten Worte nicht mehr, er hatte schon ihr Zimmer verlassen.

IX.

Wie betäubt betrat Robert die Straße. Er athmete auf, als die freie Luft ihn umfing, wie von einem Alpdruck erlöst. Da drüben waren die Bäume des Thiergartens; ihre Kronen trugen noch das dunkle Grün, aus dem der Septemberwind nur erst einzelne gelbe Blätter herausgeschüttelt. Das Buschwerk und der Rasen prangten noch und die klaren Strahlen der späten Vormittagssonne spielten darüber. Dahin lockte es ihn wie in einen heiligen Hain, in den sich ein gequältes Gemüth flüchtet, um sich zu beruhigen. Seine Seele lechzte nach der lauschigen Einsamkeit der Waldnatur, die hier so nahe an das Geräusch und den Verkehr der Straße sich ausbreitet, weit hinein, von breiten, sauberen Wegen und schmalen, durch Dickichte sich schlängelnden Pfaden durchzogen.

Alle die Empfindungen, welche der Auftritt mit Elise so heftig gereizt hatte, kamen hier in der Ruhe und Einsamkeit unter den Bäumen noch einmal und in wildem Durcheinander über ihn. Bis in die Tiefen seiner Brust war es in Aufruhr und es stiegen Erregungen aus ihnen empor, die ihm bisher fremd gewesen waren. Zorn und Abscheu, Verwunderung und Aerger, Kummer und Entrüstung über das, was er von seiner Schwester Lippen gehört, stritten mit einander und konnten lange keinen Ausgleich finden. Bald hing er ihren gefühllosen Aeußerungen über sein arbeitsloses Leben, über sein Künstlerthum nach, bald ihren Anspielungen auf sein Erbtheil und ihrem Verdacht seiner Speculation auf Onkel Friedrich's dereinst sich ergebenden Nachlaß, was ihm noch niemals im Traume eingefallen war. Dann gedachte er ihrer schamlosen Offenheit, mit der sie ihre Habsucht, ihren Sinn nach Geld und Reichthum an den Tag gelegt, und dann wieder ihrer unerschütterlichen und unerklärlichen Hartherzigkeit, mit der sie von ihrem Entschluß einer Trennung von Mann und Kind, gesprochen. Und wie sie ihn von sich gestoßen, überlegt ihn auf's Empörendste beleidigt, zu erniedrigen versucht mit dem Hinweis auf seine Geburt, sein armes Herkommen, seine Adoptirung durch ihren Vater! Alles dies wirbelte lange durcheinander; ihm war, als sei plötzlich die Vergangenheit all' der Täuschungen entkleidet, in der sie ihm bisher so freundlich erschienen; als seinem Leben ein Stoß gegeben worden, der es aus einem Garten in eine Wüste treibe.

Und immer von Neuem und immer am mächtigsten hob sich eine wehmüthigreuige Empfindung über alle anderen hervor, die in der stummen Frage sich ausdrückte: „Warum habe ich noch nie an meinen Vater gedacht?"

Und wie er auch Elise immer entschiedener verurtheilte und sich gerechfertigter fühlte, ihr fest und vorwurfsvoll, verdammend zuletzt, entgegengetreten zu sein, so klang ihm doch fort und fort der Name Werg in den Ohren und sein Mund bebte leise die Frage ab:

„Hatte ich nicht eine Mutter und einen Vater, ehe ich Herrn Wilhelm Siegfried's Sohn wurde?"

Das Herz war ihm so voll, daß es zerspringen wollte. Nach einem Menschen suchte er in seiner Beklemmung, an dessen Brust er sich werfen könnte, um Trost zu finden. Es konnte kein Anderer sein als Onkel Friedrich.

Ja, dieser Mann stand ihm für das höchste Vertrauen, für Thränen, die ein Männerauge weinen möchte, um die Spannung in der Brust zu lösen, am nächsten.

Der war es gewesen, welcher ihn als Kind immer am liebevollsten behandelt hatte und der ihm als ein echter väterlicher Freund bis zu diesem Tage treulich zur Seite gestanden. Was er als Knabe auf dem Herzen gehabt, mit ihm hatte er am liebsten, und als er älter geworden, nur noch allein gesprochen. Wohl wahr, daß sein Bruder Wilhelm für das Kind welches er angenommen und in alle Rechte eines eigenen gesetzt hatte, gütig sorgte und es ihm an nichts fehlen ließ; aber Onkel Friedrich hatte sich doch immer vaterlicher, immer gleich in seiner Theilnahme gegen Kleinen gezeigt. Jetzt kam ihm dies Alles mehr in Erinnerung und in kritischen Betracht, wie je zuvor. Das hatte Elise bewirkt, indem sie ihn an diese früheren Verhältnisse so böswillig gemahnt.

Denn er hatte es schon als Kind gemerkt, nun aber grübelte er zum ersten mal darüber, daß mit der Geburt Elise's die Freunde seiner zweiten Aeltern an ihm sich bedeutend mäßigte und sie ihre volle Liebe der eigenen Tochter zuwandten. Es war am Ende zu natürlich, als daß es hätte anders sein können, und daher war es ihm auch nicht schmerzlich aufgefallen. War doch immer Onkel Friedrich da, der unverändert gegen ihn blieb! Es kam ihm jetzt ins Gedächtniß, wie dieser oft mit seinem Bruder, dem alten Herrn Wilhelm Siegfried, über die Ankunft Elise's auf Erden gescherzt. Das Siegfried'sche Ehepaar war so lange Zeit vorher kinderlos gewesen, daß es alle Hoffnungen auf Nachkommenschaft aufgegeben und deswegen den verwaisten Knaben Robert Werg an Kindesstatt angenommen hatte. Kaum ein Jahr später wurde ihm nun doch noch Elise geboren, und Onkel Friedrich meinte oft, dies unerwartete Ereigniß könne nur durch den Geschmack an Mutterglück, wie es Frau Siegfried durch die Adoptirung des kleinen Robert empfunden, möglich geworden sein. Frau Siegfried aber mußte für ihre so spät geborene Tochter einen schweren Preis bezahlen. Sie wurde nicht wieder gesund und starb nach einigen Jahren an der Schwindsucht. Sie am meisten, oder richtiger allein, hatte die Annahme des fremden Knaben wohl als Uebereilung bereut. Bei allen ihren guten Eigenschaften konnte sie doch in der Mutter nicht die innerste Natur des Weibes, die Liebe zu ihrem Kinde und die Eifersucht auf das angenommene, verläugnen.

Ueber drei Jahre älter war er, Robert, als Elise, und sie wuchsen wie ein richtiges Geschwisterpaar auf. Man hätte meinen müssen, sie wüßten es nicht anders, als daß sie als Bruder und Schwester natürlich zusammen gehörten. Niemand sprach nach dem Tode von Frau Siegfried ein Wort, welches auf die Adoptirung Robert's zielte, oder gar eine Eifersucht unter den Kindern deshalb hätte erregen können. Wurde später Elise herrischer, launischer und oft zänkisch gegen ihren Bruder, so waren dies sicherlich aufgegangene Keime, die ihre Mutter ihr in den ersten Mädchenjahren noch ins Herz geworfen. Aber Robert legte kein Gewicht darauf, gab ihr nach, weil er sie lieb hatte und ohne zu denken, daß er weniger werth als Mitglied der Familie sein könnte, denn sie. Wie und daß er ein aufgepfropftes Reis der Siegfrieds geworden, hatte er vergessen; daran waren ihm die Erinnerungen verblichen und Niemand, selbst Elise nicht, rief sie wieder stärker hervor.

Onkel Friedrich war ein sehr tüchtiger Mann im Geschäft, hatte sich gründlich und geschickt nach seinem Studien- und Wanderleben dahinein, in Felle und Leder, gearbeitet und sich als Stütze und Stellvertreter seines älteren Bruders, des gewiegten Kaufmanns, durchaus bewährt. Doch zuweilen, mitten in der Woche, zumal im Frühling und Sommer, mußte er hinaus in Flur und Wald, schon in der ersten Frühe und bis die Sonne sank.

Auf diesen Fahrten meilenweit über Land, durch den Grünewald oder nach dem Müggelsee, nahm er gewöhnlich seinen Liebling mit, schon als er noch so klein war, daß ihn die jungen Beine nicht viele Stunden hintereinander tragen konnten, und ebenso als er ein kräftiger Bursch geworden. Und noch jetzt strichen sie so durch die Landschaft gar manchen Sommertag.

Allemal war dies ein Festtag für ihn gewesen, denn Onkel Friedrich erzählte gern von allerhand und in eben so unterhaltender wie belehrender Weise für seinen Begleiter. Seine Freude an der Natur, an ihrer Schönheit auch in den bescheidenen Erscheinungen der märkischen Waldseen und der Havelufer, der Hügelketten längs der wasserreichen Oberspree, der Inseln und Berge bei Potsdam, lernte der Knabe begreifen und würdigen. Seine Achtung vor allem echt Menschlichen, seine Auffassungen von Menschen und Dingen waren ihm in Blut und Fleisch übergegangen, und er war der verehrende Schüler eines Mannes geworden, der als Philosoph und Künstler, als Kaufmann und Gelehrter sich sein bestimmtes, eigenartiges Menschenthum gebildet hatte und dem in den Hauptzügen nachzufolgen ihm Ehrgeiz wurde.

Gut sein, um der eigenen und stillen Genugthuung willen; klug sein, um sich Verdruß und Aerger damit möglichst zu ersparen; streben, um dem Leben eine höchste Entfaltung zu geben; das Schöne lieben, um dem Häßlichen aus dem Wege zu gehen; Geld erwerben, um durch Reichthum unabhängig vom Gemeinen zu sein; den Besitz von Vermögen hochstellen, um nicht aus eigener Schuld in Bedrängniß oder gar Armuth zu gerathen; leiblich und geistig sich Genüsse verschaffen, die erquicken und nicht erschlaffen — so waren etwa die Formeln der Weisheit Onkel Friedrich's, wie sie Robert gelernt, oder wie er sie selbst abgefolgert, um des Hagestolzen Gewohnheiten sich zu erklären. Sie mochten Manchem als sehr selbstsüchtiger und eigensinniger Art, und er damit als ein Sonderling erscheinen; aber Niemand besser als er, sein Jünger, wußte, daß er der gütigste Mensch von der Welt war, wenn man ihm nicht seine Zirkel störte.

Und dieser Onkel Friedrich — Gott wußte, warum er sich nicht verheirathet hatte! — war es eigentlich gewesen, der ihn zum Maler bestimmte. Er entsann sich noch, und jetzt dachte er mit Lebhaftigkeit wieder daran, wie eines Tages in seiner Gegenwart, als er bereits confirmirt war, Vater Wilhelm Siegfried zu seinem Bruder und Geschäftsgenossen sagte:

„Was soll denn eigentlich der Robert werden? Kaufmann?"

„Na, Junge," hatte ihn darauf Onkel Friedrich selber gefragt, „was meinst Du?"

Freimüthig hatte er darauf geantwortet:

„Zum Kaufmann hätte ich wenig Lust."

„Dann," erwiderte Wilhelm Siegfried sogleich, „sollst Du es auch nicht werden. Es wäre kein Gewinn für unser Geschäft, wenn es dereinst nicht von einem tüchtigen Kaufmann, der es mit Leib und Leben ist, weitergeführt würde."

„Stimmt," bemerkte der Onkel sinnend; „besser auch, man sucht einen neuen Compagnon."

Dabei hatte er gewiß an seinen Austritt aus dem Geschäft und an einen Ersatzmann für sich in demselben gedacht, während sein älterer Bruder offenbar schon seine Zukunftspläne wegen des heiligen Familiengutes mit seiner leiblichen Tochter in Verbindung brachte.

„Er kann ja studiren," schlug dieser auch sogleich vor.

„Oder wenn er Maler würde!" fragte Friedrich. „Er hat's dazu. Warum soll er sein Talent nicht, wie es ist, berücksichtigen? Davon zu leben, wird er ja einmal grade nicht nöthig haben. Wäre es Dir nicht recht, Junge, mit der Kunst?"

„O, gern, gern," rief Robert überglücklich.

So that man denn ihm den Willen und auch dem Onkel Friedrich, welcher in allen Stücken viel bei seinem Bruder und ihm wie Robert's Vormund im Besonderen galt.

Mit seinem fünfzigsten Jahre, wie er es sich vorgenommen, hatte Onkel Friedrich seinen Geschäftsantheil an den jungen Bernhard Schauß abgetreten und sich, wie er wohl scherzte, lediglich seinen Musen gewidmet. Auch die Ausführung dieses langst gehegten Entschlusses kennzeichnete den Rest seines Lebens, er wie einst seine Jugend, genießen, und besaß ja vollauf die Mittel dazu. Wie groß sein aus dem Geschäft gezogenes Vermögen sei, wußte zwar Niemand. Darüber beobachtete er eben so Stillschweigen, wie über die Art der Anlage seiner Capitalien.

Das war sein Geheimniß, schien es. Die Leute hielten ihn für geizig und man erzählte, daß er auf selbst sehr vortheilhaft gemeinte Ansinnen, die ihm seine Bekannten wegen Darlehen machten, niemals eingangen war. Er wollte jedenfalls nicht an seinem fest angelegten Vermögen rühren und in dem Bezug seiner Zinsen weder nach unten, noch nach oben einer kleinsten Ungewißheit sich ausgesetzt sehen. Daraus machte er gar kein Hehl. Und doch, Robert wußte es, gab er einen großen Theil seines Einkommens für mildthätige Zwecke aus. Vergebens würde man sich an ihn gewandt haben, um zu öffentlichen Sammlungen irgend einer Art eine Summe beizutragen, in irgend einer Liste unter den öffentlichen Wohlthätern zu stehen.

Aber er studirte in den Zeitungen, wo er im Stillen helfen konnte, oder er ging auf ein ihm zu Ohren gekommenes Unglück in armen Familien heimlich seinen Weg zu ihnen, die Hand zum Geben in der Tasche. Robert hatte ihn schon so manches mal dabei ertappt, den Zweck so mancher dieser Gänge, dieser Geldbriefe und Postanweisungen errathen, daß er den hochherzigen Sinn dieses für geizig gehaltenen Mannes nur zu gut zu würdigen vermochte.

Den ganzen Weg durch die einsamen Gänge des Thiergartens hatte Robert sich mit ihm beschäftigt, in Gedanken ihn sich so in voller Figur ausgemalt. Es war, als thue er es in seiner tiefen Aufregung sich zum Trost und zur Ermuthigung. Er war auch viel ruhiger geworden, und als er sich am Brandenburger Thore sah und hier auf einmal der brausende Lärm des Stadtlebens ihn umfing, fragte er sich, wie aus seinem Hinbrüten und Nachsinnen emporgerissen, warum er so viel an Onkel Friedrich gedacht.

Da klang es ihm noch immer, wie vorher, in den Ohren:

„Hatte ich nicht einen Vater, der Werg geheißen?"

Und weh, wie vorher, im Herzen, aber auch wie sicher, auf dieser Frage, welche in dem Aufruhr seiner Brust ihm geboren worden, ohne Antwort zu erhalten, murmelte er:

„Darum dachte ich jetzt an Onkel Friedrich! Darum!"

X.

Es war grade Mittagszeit, als Robert wieder in seine Wohnung trat. Er speiste mit dem Onkel zusammen in dessen Zimmer; ihren Haushalt führten sie ja gemeinsam; der Diener und die Köchin warteten für sie Beide auf. Nur hatte selbstverständlich der Aeltere den Oberbefehl und er hielt streng auf Ordnung auch in diesen Angelegenheiten. Punkt ein Viertel nach ein Uhr mußte die Suppe auf den Tisch kommen.

Bei Leibe hätte der junge Mann über Tisch nicht von dem gesprochen, was ihn bedrückte, und noch viel weniger von dem Auftritt, den er mit Elise gehabt, und von ihrem häuslichen Zerwürfniß. Aber nach Beendigung der Mahlzeit, beim Kaffee, glaubte er die Frage an den Onkel richten zu dürfen, ob er am Abend zu Hause sein werde und wegen einer Herzenssache mit ihm reden dürfe.

„Herzenssache?" erwiderte dieser erstaunt. „Ich denke, damit ist Alles in schönster Ordnung?"

Er sah die Wolke auf Robert's Stirn und schüttelte sein kahles Haupt bedenklich.

„Junge, was steckt dahinter? Du hast einen Kummer. Herzenssache? Die kann doch nur mit Helene zusammenhängen?"

„Nein, nein," erwiderte Robert, „darüber will ich nichts mit Dir reden. Es ist auch gewiß gar nichts Unangenehmes für Dich."

„Um so besser," rief Onkel Friedrich sichtlich beruhigt. „Wozu dann bis zum Abend warten? Nur heraus mit der Sprache! Was Dich so nahe angeht, das kannst Du mir auch jetzt sagen."

Der junge Mann legte traulich seinen Arm auf die Schulter des väterlichen Freundes; die Thränen waren ihm nahe und mit einem halben Seufzer sprach er:

„Man kann sich manchmal seinen Stimmungen nicht erheben, lieber Onkel, und es ist heut' eine so sentimentale über mich gekommen —"

„Eine gefühlsweiche," schaltete der immer schußfertige Fremdwortjäger murmelnd ein.

„Daß ich ihren Grund Dir anvertrauen möchte, Dir, der mir allein eine Beruhigung zu gewähren vermag. Ich habe," setzte Robert sogleich hinzu, „an meine Aeltern gedacht, deren ich doch nicht mehr mich erinnere. Mich verlangt sehnsüchtig, von ihnen etwas zu hören, als sei ein natürliches Gefühl des Kindes erst heut' in mir erwacht."

„Hm," entgegnete Friedrich mit einem theilnahmsvollen Blick auf den jungen Mann. „Was ist am Ende weiter dabei? Aber wie kommst Du dazu? Was veranlaßt Dich?"

„In dem ich mein Leben mit einem Ernst, der mich in meiner Stimmung überkam, überblickte, stieß ich auf eine Lücke, auf ein Nichts, auf ein Dunkel, dort, wo es seinen Anfang genommen. Nicht wahr, ich hätte schon längst das seelische Bedürfniß haben sollen, diese Lücke ausgefüllt zu wissen? Wie, lieber Onkel, hat es sich gemacht, daß ich aus Robert Werg ein Robert Siegfried geworden bin?"

„Na, das ist eine sehr einfache Geschichte und darum hat man weiter nicht darüber gesprochen in späteren Jahren. Wozu denn? Das hätte ja geschienen, als wollte man Dir eine erwiesene Wohlthat vorwerfen. Im Gegentheil solltest Du einmal nicht mehr wissen, daß Du ein angenommenes Kind bist. So meinte ich, und so setzte ich immer auch voraus, daß es der Fall bei Dir wäre. Fällt dem Jungen jetzt, nach sechsundzwanzig Jahren ein, sich nach seinen todten Aeltern zu erkundigen?"

„Wäre es Dir verdrießlich, Onkel?"

„Ganz und gar nicht; doch es muß mich billig überraschen. Und so bekümmert, so bewegt bist Du, so feierlich, möchte ich sagen, daß doch eine Stimmung allein dies nicht genügend erklärt. Warum bist Du noch niemals bis heute auf diesen Gedanken gerathen?"

„Das fragte ich mich auch," antwortete Robert sinnend, „und habe es mir bitter vorgeworfen. Aber mich entschuldigt, daß ich die Erinnerung an meine erste Kindheit verloren habe. Ich kannte mich nur als Wilhelm Siegfried's Sohn. Eine zufällige Anregung führte mir heut' erst zu Gemüth, daß meine Aeltern anders heißen."

„Werg, ja," ging Onkel Friedrich nun schon dazu über, das Verlangen seines Lieblings zu erfüllen, und er bezeigte mehr und mehr Befriedigung darüber, die längst verflossene Geschichte sich selbst wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. „Da Du es bist, der die Frage an mich stellt, so wüßte ich nicht, weshalb ich Dir die Antwort schuldig bleiben soll. Geheimnißvolles, Romantisches, um diesen zulässigen Ausdruck anzuwenden, giebt's dabei nicht. Keine schrecklichen Enthüllungen, Gott bewahre! Wenn Du etwa dergleichen vermuthet hast, Robert—"

„O nein, ich dachte an nichts, als zu erfahren, wie ich in dieses Haus gekommen bin, um einen zweiten Vater zu finden."

„I," rief der Onkel lebhaft aus, „in diesem Hause bist Du ja geboren worden, Junge."

Robert sah verwundert auf.

„Hier?"

„Freilich hier. Die kleine Wohnung zu ebener Erde im rechten Hofgebäude, wo der Johann mit seiner Frau und seinen drei Rangen hauste—"

„Unser Rollknecht?"

„Ja, dieselben Zimmer hatte Dein Vater gemiethet. Damals gaben wir noch die Wohnungen in jenem Seitenflügel zur Miethe. Und da bist Du geboren worden. Als ich von meinen Reisen zurückkam und in unser Geschäft trat, wohnte Doctor Werg schon ein paar Jahre dort. Du warst etwa zwei Jahre alt, Deine Mutter war kurz zuvor gestorben,"—

„Du hast sie nicht gekannt?" fragte Robert bedauernd.

„Nein."

„Du kannst mir nichts, gar nichts von ihr erzählen?"

„Eigentlich nichts. Wir kümmerten uns nicht weiter um die Leute im Hause. Ich habe damals nur gehört, daß Deine Mutter blutjung gewesen, hübsch, aber krank und schwächlich. Von Deinem Vater sah und hörte ich auch nicht viel. Er ging selten aus, saß den ganzen Tag zu Hause und arbeitete. Du triebst Dich auf dem Hof umher, spieltest da, und weil ich häufig in die Speicher und Lager hinüber mußte, fielst Du mir bald auf und wir wurden gute Freunde mit einander. Du warst ein schönes Kind, das kann ich wohl sagen, ein blonder Lockenkopf mit großen blauen, Augen und Wangen wie gemalt. Reichte ich Dir meine Hand, so hingst Du Dich gern an und ich nahm Dich mit in die Speicher. Konntest auch schon recht drollig plaudern, so daß ich oft lachen mußte und Dich manchmal in die Wohnung meines Bruders brachte, wo er und seine Frau Vergnügen daran hatten, mit Dir zu spielen und sich stundenlang zu unterhalten."

„Nicht einmal, Junge. Es war ein Mann, der einen menschenscheuen, traurigen Eindruck machte. Er grüßte sehr artig, wenn er mich sah, und — ja, eines Morgens sprachen wir auch miteinander. Das ist wohl das einzige mal gewesen."

„Und lerntest Du denn meinen Vater nicht näher kennen?" forschte Robert begehrlich.

„Was — o, ich bitte Dich, Onkel Friedrich, was sprach er? Berichte mir, so viel Du von ihm weißt. Ein jedes Wort darüber, ein jeder Zug davon ist mir kostbar."

„Was wir mit einander sprachen? Er bezahlte die Miethe, und da mein Bruder nicht anwesend war, an mich. Dabei bedankte er sich, daß wir uns seines Kleinen manchmal angenommen, daß ihm Naschwerk und Spielereien ein paar mal geschenkt worden waren. Ja, das war Alles."

„Und wie sprach er?"

„Na, sehr freundlich, sehr höflich."

„Auch er war noch jung?"

„Höchstens fünfundzwanzig Jahre. Ein kleiner, feiner Mann mit einem klugen, zarten, bartlosen Gesicht, schwermüthig blickenden Augen, schwärmerischen Ausdrucks. Die Röthe seiner Wangen freilich verrieth den Brustleidenden."

„Er war arm?"

„Uebrig hat er jedenfalls nichts gehabt. Seine kleine Wohnung war höchst dürftig eingerichtet; er lebte so zurückgezogen wie einfach. Das merkte man ja, oder erfuhr es, wie es so in einem Hause durch die Dienstboten bewirkt wird im Lauf der Zeit. Er bekam sein Mittagessen aus einer Kellerspeisewirthschaft, wo um drei Groschen gegessen wurde, überraschend billig für das, was man erhielt. Von unseren Leuten aßen mehrere dort. Eine Suppe, ein Gemüse und ein gutes Stück Fleisch dazu und Brot nach Gefallen — ich hatte Gelegenheit, mich selbst davon zu überzeugen, wie schmackhaft und reichlich dies Alles war. Für Doctor Werg genügte es auch und Du wurdest noch mit gesättigt von dem, was ihm aus dieser Küche als sein Gericht zugetheilt war."

„So lebte er also in Elend!"

(Fortsetzung folgt.)

— Das Leckermaul. Erster Rekrut zum zweiten: Warte nur, das werde ich nach Hause schreiben, daß Du schon wieder Deine ganze Löhnung in Kommißbrod vernascht hast.

Richter Lynch.

In Texas ist man einem der gemeinsten Verbrechen auf der Spur, die jemals unter dem Deckmantel des Lynchverfahrens begangen worden sind. Am 19. vorigen Monats wurde unweit Galveston die in den letzten Zügen liegende Frau Charles Juneman in einem Gebüsche unweit der Straße aufgefunden, welcher, wie die Aerzte nach kurzer Besichtigung erklärten, Gewalt angethan und die außerdem auf grauenhafte Weise mißhandelt worden war. Ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Leute, die auf die Kunde hiervon herbeiströmten und mehrere junge Burschen waren in auffälliger Weise bemüht, den Verdacht der Thäterschaft auf den in der Nachbarschaft lebenden Deutschen Emil Richard Flecksig zu lenken. Der letztere fiel der exaltirten Menge in die Hände und wurde trotz der Betheuerungen seiner Unschuld gehängt. Seitdem haben sich die Gründe und Beweise dafür gehäuft, daß das Verbrechen von jenen Kerlen verübt worden ist, die Flecksig am meisten verdächtigten und den Tod desselben nur zu dem Zwecke herbeiführten, um weiteren Forschungen nach den wirklich Schuldigen vorzubeugen. Am 30. vorigen Monats ist ein gewisser Henry Guy verhaftet worden und den Spießgesellen desselben ist man auf der Spur. Daß Guy bei dem Lynchacte die Hauptrolle gespielt hat, ist bereits durch Zeugen festgestellt, und dafür, daß er zu denen gehörte, die das Verbrechen an Frau Juneman verübten, spricht die größte Wahrscheinlichkeit. Guy hat, so jung er noch ist, schon eine große Anzahl Verbrechen begangen, und war namentlich auch schon die Veranlassung zu zwei Lynchmorden in Cox County, Tex., die er aus ähnlichen Motiven in Scene gesetzt haben soll, wie den letzten. Der Kerl ist aus Alabama gebürtig. Flecksig wurde von der Bande, die sich zu seiner Verfolgung aufgemacht hatte und die aus Guy, dessen Spießgesellen und einigen Zuschauern bestand, mit Knüppeln zu Boden geschlagen, durch einige Schüsse verwundet, gewürgt, bis er todt war und dann erst nach einer Gruppe spanischer Cedern geschleppt und an einem der Bäume aufgehängt. Guy's Verhaftung war für seine Mitschuldigen das Signal, das County zu verlassen.

Gewalt vor Recht.

St. John, ein Beamter des Landbureau's, welcher die betrügerischen Landerwerbungen im Staate Colorado zu untersuchen hat, berichtet, daß in Los Animas Co. allein falsche Einträge über Ländereien gemacht worden sind, die über 100,000 Acker umfassen. Die Firma Hall und Barville hat einen Bezirk von mehr als zehn Quadratmeilen und der Heerdenbesitzer Thompson ein Areal von zehn Meilen Länge und sechs Meilen Breite eingezäunt, ohne auch nur den Schatten eines Anspruchs auf dieses Land zu haben. Diese Spitzbuben haben die in ihren Diensten stehenden Hirten angewiesen, Jeden über den Haufen zu schießen, der sich an den Umzäunungen vergreifen würde. An den Fenzen sind an vielen Stellen Bretter befestigt, auf denen in großen Buchstaben zu lesen ist: „Wage es, diesen Zaun zu zerstören und bringe Deinen Sarg gleich mit!" Die Hirten jener Landräuber sind fast ausschließlich Mexicaner und gesetzloses Gesindel, für welches der brutalste Mord Kinderspiel ist. Die Entdeckung und Verhaftung der Mörder würde absolut unmöglich sein und so fahren die Heerdenbesitzer fort, Land zu stehlen und sich im Besitze zu behaupten, ohne daß es möglich ist, ihnen gegenüber die Herrschaft des Gesetzes zu wahren und aufrecht zu erhalten.

Während solches im fernen Westen geschieht, tritt uns im Osten die Thatsache, daß Gewalt vor Recht geht, in anderer, aber ebenso schroffer Weise entzogen. Am 27. Juli wurde der Maurer Edward Birch, ein ruhiger und ehrenhafter Mann, von dem Anführer der sogenannten Frog Hollow Bande in Morisonia, L. J., vor seinem Hause niedergeschlagen und so gemißhandelt, daß er sich noch heute im Hospital befindet. Ein Polizeisergeant sagte zu ihm: „Um Himmels Willen, gehe, wenn Du wieder gesund bist, nicht in Deine Wohnung zurück. Die Kerle sind stärker wie wir, sie begehen eine Unsumme von Bubenstücken, aber wir können nichts gegen dieselben machen."

In Long Island City wurde von Angehörigen derselben Bande ein Lustmord an der schwachsinnigen Margareth Conners verübt. Am 21. vor. Mts. ergriff eine ähnliche Bande bei Hackensack Besitz von einem Excursionszuge und mißhandelte die Passagiere. An demselben Tage wurde in derselben Stadt der Arbeiter John Heil ohne jede Herausforderung von Francis McLaughlin, der zu der sogenannten Short Tail Bande gehört, erstochen. Vorigen Sonntag überfiel die sogenannte Kingstreet Bande eine Barke am Fuße der westl. N. Straße in New York, in welcher sich Frauen und Kinder eingefunden hatten, um sich nach einem Picnic zu begeben. Sie maltraitirten die Fahrgäste, erschlugen einen anständigen Deutschen, Vater von zehn Kindern und entkamen unverfolgt, u. s. w. „Die Kerle sind stärker wie wir, wir können nichts gegen dieselben machen."

Der Nothstand unter den Indianern.

Den mehrfachen Schilderungen der auf mehreren Indianer-Reservationen im Nordwesten ausgebrochenen Hungersnoth, welche bisher von Washington aus als unbegründet oder doch äußerst übertrieben bezeichnet wurden, gesellt sich jetzt ein Bericht des Agenten Allen von der Reservation der Blackfeet hinzu, welcher bestätigt, daß die Nationen, welche für weitere drei Wochen berechnet waren, jetzt schon nahezu aufgezehrt sind. Dieser Bericht bestätigt sonach vollkommen die Angaben des Missionärs, die bereits Ende Juli d. J. nach Helena, Montana, gelangten und damals auch von uns mitgetheilt worden sind. Wenn schon damals die Pappuses nach Brod schrieen, und die Rothhäute nur durch die Beeren des Waldes das Leben zu fristen vermochten, so schreiben jetzt die in Virginia, Nev., erscheinende „Enterprise" und der „Herald" in Montana: „Die Behörden tragen die Schuld, daß die armen Creaturen dem Hungertode entgegengehen. Mögen ausreichende Bewilligungen für Unterhaltung der Indianer von dem Congresse gemacht worden sein, oder nicht, es muß Hilfe geschafft werden, komme dieselbe woher sie wolle. Der schon jetzt auf einzelnen Reservationen herrschende Nothstand bedarf sofortiger Abhilfe."

In dem schon erwähnten Berichte des Agenten Allen heißt es, daß die Blackfeet-Indianer schon im Juni den unter der Rinde der Bäume liegenden Bast gerieben und verschlungen haben, daß er genöthigt gewesen sei, alten Speck, der als halb verdorben „condemnirt" war, zu vertheilen, und daß, falls nicht sofort Vorräthe eintreffen, die Noth in absolute Hungersnoth ausarten werde, sowie die Wälder keine Beeren mehr liefern.

Unter diesen Umständen kommt es für jetzt nicht in Betracht, wen die Verantwortlichkeit für die unvernünftige Verkürzung der den Indianern zu verabreichenden Nationen trifft, sondern es muß Hilfe geschafft werden, bevor der Congreß im December wieder zusammentritt.

Verschiedenes.

— In Folge einer dummen Wette fand am 20. August in einer Münchener Wirthschaft ein Familienvater seinen jähen Tod. Derselbe ging nämlich die Wette ein, eine Flasche Weißbier zu leeren, ohne den Kork herauszunehmen und wollte dies dadurch ausführen, daß er den Kork mit einer Gabel in die Flasche stieß. Hierbei ging indeß die letztere in Trümmer, der obere Theil der Flasche drang dem Unvorsichtigen in den Oberschenkel und durchschnitt die Hauptader, so daß der Tod in Folge Verblutung alsbald eintrat. Wie viel Menschenleben mögen wohl schon dergleichen geistreichen Wetten zum Opfer gefallen sein!

— Man schreibt aus Herne (Westfalen) vom 19. August: Es war gestern, Mittags 12 Uhr, als Bergleute in der Grube Schamrock einen starken Luftstoß verspürten, so daß manche niederfielen. Auf der zweiten Tiefbausohle hatten sich, so wird der „R. W. Ztg." geschrieben, vor einem Orte schon seit einigen Tagen schlechte Wetter gebildet. Diese Strecke wurde daher eifrigst revidirt. Das Schießen war hier verboten. Um halb 12 Uhr war noch das Wetter untersucht worden. Da faßten einige Bergleute den unheilvollen Plan, jetzt, da kurz vor beendeter Schicht eine Revision nicht mehr zu befürchten sei, ihre Arbeit durch einen Schuß zu fördern. Weil ihnen von der Zeche Pulver nicht verabfolgt worden wäre, suchten sie dies von Kameraden zu erhalten. Zu ihrem Unglück sollte ihnen dies gelingen. Der Schuß ging los und eine furchtbare Explosion war die Folge. Acht Menschenleben waren in demselben Augenblicke vernichtet. Fünf Verunglückte fand man bald, drei waren durch das Zusammenstürzen der Strecke lange nicht aufzufinden, bis nach Zuführung frischer Luft die Aufräumungsarbeiten gestern Abend spät noch zur Bergung der Leichen gelangen ließ. Ein Bergmann ist schwer verwundet. Am härtesten traf das Geschick eine Familie H., von der Vater und Sohn starben.

— Aus Mallow, (Irland) wird ein äußerst freches Attentat gegen den Postbriefträger gemeldet, dem die Vertheilung der Briefe in dem ländlichen Districte zwischen Dromashane (etwa drei Meilen von Mallow) und Glashaboy obliegt. Nachdem der Beamte bereits einen Theil seiner Briefe abgegeben, befand er sich gegen 10½ Uhr Vormittags in der Nähe des Dorfes Carrigeleena, als plötzlich zwei Männer über den Straßengraben sprangen und ihm ein „Halt!" zuriefen. Die beiden Personen hatten geschwärzte Gesichter und trugen zur Bekleidung Frauenmäntel mit Kapuzen, die sie sich über den Kopf gezogen hatten. Da der Briefträger den Zuruf nicht beachtete, packte ihn einer der Strolche, während der andere ihm trotz aller Gegenwehr den Briefbeutel entriß. Alsdann studirten die Uebeltreter mit großer Aufmerksamkeit die Adressen sämmtlicher Briefe und sonstigen Postsendungen, und benachrichtigten den Beamten, als sie damit fertig waren, daß die von ihnen gesuchten Briefe sich nicht in dem Beutel befänden. Sie fragten ihn dann, ob er an dem Tage bereits irgend welche Exmissions-Ankündigungen behändigt hätte, und warnten ihn vor jeder ferneren Abgabe derartige Schriftstücke in dem Bezirke. Die Absicht der Wegelagerer war augenscheinlich die, sich in den Besitz etwaiger Exmissionsankündigungen zu setzen, damit dieselben nicht in die Hände der Adressaten gelangen und somit die beabsichtigten Exmissionen verhindert oder wenigstens hinausgeschoben würden, denn die Briefschaften und sonstigen Poststücke wurden dem Beamten unversehrt zurückgegeben.

— Aus Ala wird dem „Boten für Tirol geschrieben: „Dieser Tage wurden die ersten in Peri quarantainirten Personen — 14 an der Zahl — entlassen. Ein deutscher Geistlicher, welcher zwei Knaben aus einer adeligen Familie nach Italien begleitet hatte, mußte, obwohl der Vater zur Empfangnahme derselben am zweiten Tage aus Florenz in Peri eingetroffen war, noch mit ihnen die Quarantaine bestehen, bevor ihm die Rückkehr über die österreichische Grenze gestattet wurde. Am Abend des fünften Tages wieder auf österreichischem Boden angelangt, gab dieser Geistliche mehreren auf dem Bahnhofe in Ala diensthabenden Beamten folgende Schilderung der Quarantaine: „Sehen Sie mich an, meine Herren, diese Schuhe, diese Kleider sind noch im gleichen Zustande, wie ich sie getragen, als ich vor fünf Tagen in Quarantaine trat. Obwohl ich und meine Genossen erster Klasse untergebracht waren, gelang es uns nicht, irgend welche Bedienung zu erhalten. Wir waren zu sieben in einer elenden Kammer eingepfercht, deren Fensterchen auf einen Hühnerhof gingen, aus welchem ein unerträglicher Geruch heraufdrang. Die Betten waren so schlecht, die Hitze und der Geruch so lästig, daß die meisten von uns die Nächte hindurch kein Auge zu schließen vermochten. Nur durch vieles Bitten gelang es uns, die Erlaubniß zu erhalten, uns in einem ganz engen Hofraume ergehen zu dürfen, um doch etwas frische Luft einathmen zu können. Wenn man etwas bestellte, mußte man eine Stunde darauf warten, und dann war noch Vieles ungenießbar; es wurde uns in den ersten Tagen sogar das Brod in altbackenem, verschimmeltem Zustande verabreicht. Dabei sind die Preise unverhältnißmäßig theuer, und wenn man nicht genau nachsieht, übersteigt täglich die Rechnung den Tarif um einige Francs. Die italienischen, in der Quarantaine beschäftigten Beamten gaben sich allerdings anerkennenswerthe Mühe, unsere Lage zu verbessern, aber die ihnen zu Gebote gestellten Mittel sind unzureichend."

— Wie dem „Pozor" aus Karlstadt geschrieben wird, soll sich dort am 9. Aug. folgender schreckliche Vorfall ereignet haben: Am genannten Tage ging ein Artillerist der dortigen Garnison, Namens Boric, an den dortigen Obstgärten vorüber, und da die Zwetschen, welche an einem auf den Weg heraushängenden Aste hingen, ihn so verführerisch anlächelten, daß er nicht widerstehen konnte, pflückte er eine Hand voll der noch nicht völlig reifen Früchte und wollte sie eben in die Tasche stecken, als ein Schuß krachte und der arme Mann zu Tode getroffen zusammenbrach. Nur dem raschen Einschreiten der Gendarmerie hat es der Mörder, ein Karlstädter Wirth, dem der Obstgarten gehört, zu danken, daß er nicht von den auf den Schuß hinzugekommenen Soldaten gelyncht wurde. Der Erschossene ist aus Jezerane gebürtig, Vater von drei Kindern und war kurz vorher als Reservist zum Herbst-Exercitium nach Karlstadt eingerückt. Die Beerdigung des auf so schmähliche Weise ermordeten Mannes fand unter vollen militärischen Ehren statt.

— Der älteste Einwohner des Zoologischen Gartens in London ist dieser Tage gestorben. Es ist dies ein schwarzer Papagei aus Madagascar, welcher der Zoologischen Gesellschaft im Juni 1830, zwei Jahre nach der Eröffnung des Gartens, zum Geschenk gemacht wurde. Der Vogel hat folglich 54 Jahre in dem Zoologischen Garten gelebt. Wie alt der Papagei bei seiner Ankunft daselbst war, ist nicht bekannt.

Das sächsische Echo.

„Nu Echo, du babbageiartiges Dings,
Drei Fragen stell' ich dir, wie ene Sphinx,
Dreh' lauschend zu mir dei' kleen's Kebbchen!"
Echo: „Weeß Knebbchen!"

„Wie heeßt denn de Stadt an der Elbe Strand,
Als de scheenste im ganzen Reiche bekannt,
Wie keene noch dagewesen?" —
Echo: „Dräsen!"

„Und wie heeßt de Stadt, der fast keene gleicht,
Da, wo mer de besten Bemmchen streicht,
Die mir Sachsen essen so gerne?" —
Echo: „Bärne!"

„Nu' sag' mersch noch, liebes Echolein,
Wo trinkt mer den allerbesten Wein,
Wie thut das Städtchen denn heißen?"
Echo: „Meißen!" (Mikado.)

Weltschmerz.

Weh' ob aller Lebensfreuden,
Strenge stoß' ich sie zurück,
Denn der Schlangenblick der Leiden
Lauert hinter jedem Glück.

Und der Schicksalsspruch der Nornen
Tönt in's Ohr mir gellend laut:
„Keine Rose ohne Dornen,
Keine Mitgift ohne Braut!"

— Nunne. Korpsjeist haben die Engländer, das muß man ihnen lassen. Weil die Herren, die dort am Ruder sitzen, sich alleweile jejen Deutschland 'n bisken mausig machen, treten englische Wasserstrolche jleich in ihre Fußtapfen und mausen von deutsche Schiffe; die Räubereien auf'm Wasser sind jewissermaßen das Nachspiel zu die Reibereien in den Blättern. Wenn's ihnen man jut bekommt! Die Johnbulldoggs haben, wie mir scheint, die Rechnung ohne die deutsche Seewarte in Varzin jemacht; die prophezeit für solche Fälle starke Niederschläje. Ick hab't aber immer jesagt, die Inglischmenschen sind manchmal zu komische Leute. (Ulk.)

— Vorzug. Pfarrer: „Hört einmal, Schnabelbauer, warum seh' ich denn Euch gar so selten in der Kirche? Da lobe ich mir halt die Dingsweiler, die müssen gleich 5—6 Stunden weit gehen, um in die Kirch' zu kommen!" — Bauer: „Ja, die haben's gut, Hochwürden, schau'n S', die können 5—6 mal einkehren, aber i' wohn' ja viel zu nah!"

— Während der Sitzung des französischen Congresses gehörte Emil Zola zu den regelmäßigsten Besuchern der überfüllten Tribünen.

Wie man hört, ist der berühmte Romanschreiber wieder mit der Abfassung eines größeren Werkes beschäftigt, das im ersten Theil eine Vorstadtkneipe, im zweiten eine in Brand gerathene Menagerie, im dritten ein renommirtes Irrenhaus zum Schauplatz hat.

— Natürliches Spiel. Regisseur (zwischen den Coulissen). Unser erster Held Reißinger ist heute wie ausgewechselt! Er spielt den Verzweifelten mit ergreifender Wahrheit. Das Publikum ist enthusiasmirt!...... Ich begreife nicht!...... Theaterarzt. Das ist sehr einfach. Reißinger hat, wie er mir gesagt hat, — rasende Zahnschmerzen.

— Eigener Schaden. „Herrgott, da ist ja die Hälfte Schaum im Glas! Und das läßt Du Dir als Stammgast so ruhig gefallen?" — „Die Leute betrügen sich nur selbst! Bei richtigem Einschenken bliebe ich täglich blos sechs Maß Bier schuldig, so werden's aber immer acht."

— In Verlegenheit. (Aus einem Schreiben eines Bürgermeisteramtes an das Bezirksamt, bei Gelegenheit der Todesnachricht des Landesfürsten.) „O Jammer, o Elend! O königliches Bezirksamt, was ist da zu thun!"

— Die Krone der Schöpfung. Redner: „Es ist im Allgemeinen durchaus nicht richtig, wenn man die Behauptung aufstellt, der Mensch sei die Krone der Schöpfung. Wenn ich dies auch für meine Person annehme, so hat die Menschheit im Großen und Ganzen doch noch himmelweit hin."

— Amtsstyl. (Arretirung eines Bauernburschen wegen Thierquälerei.) Aus einer schriftlichen Anzeige: „... Der Arrestant hieb so jämmerlich auf den Ochsen ein, daß es der Unterzeichnete nicht mehr aushalten konnte... Birl, Gendarme."

— Einer für Alle. (Ein Vater kommt mit seinen vier Töchtern in ein großes Restaurant.) Vater: „Nun, Emma, was willst Du denn?" — Emma: „Ich bitte um eine Tasse Kaffee!" — Vater: „Was willst denn Du, Marie?" — Marie: „Eine Tasse Thee!" — Vater: „Und Du, Linchen?" — Linchen: „Ach, bitte, eine Tasse Chocolade!" — Vater: „Und 's Anni?" — Anni: „Ein Glas Milch!" — Vater (den Kellner rufend): „Kellner, bringen Sie mir ein Glas Bier!"

— Gram eines Vaters. „Herrgott von Frankreich! Was die Kinder von heut' zu Tag' ungerathen sind! Da macht' vor ungefähr vier Woche' mei' Sohn, d' Gottlieb, am Vorrathskammerschloß von unserer Hausfrau e' Klöbche los — da war weiter nix dabei; er annektirt sich dann e' paar Aeppel un Kartoffel im Werth von lumpige drei Mark — das war aach net schlimm, awwer jetzt kommt's. — Bei der Gerichtsverhandlung gesteht der gottlose, ungerathene Schlingel ei', daß er das Klöbche am Schloß selbst losgemacht; hätt' er ausgesagt, es wär' schon früher los gewese, hätt' er fünf Dag' gekriegt — so hat das Rhinoceros fünf Monat bekomme'!"

— Zur Frau Hofräthin, einer im Zahlen sehr saumseligen Kundin, tritt eines Tages der Kaufmann Feinspinner mit neuen Mustern. Ehe er dieselben jedoch zur Wahl vorlegt, verlangt er erst Zahlung der 25 Mark, welche ihm die Frau Hofräthin schon lange schuldet. Hoch und theuer versichert ihm diese, augenblicklich kein Geld zu haben, verspricht indeß, wenn der Herr Feinspinner ihre neuen Waaren per Postnachnahme nachschicken wolle, dieselbe einzulösen. Hiermit erklärt sich derselbe zufrieden und wirklich kommt schon nach einigen Tagen ein Paquet, für welches die Frau Hofräthin 52 Mark Postnachnahme zahlt. Wie erstaunt aber dieselbe beim Oeffnen, statt der erwarteten Stoffe einen alten Sack und Quittung über 52 Mark zu finden.

— Aufklärung. „Du, Meier, was ist denn eigentlich ein the dansant?" — „Das weißt Du nicht, Huber? Sieh', das heißt man so, weil gewöhnlich der Thee so schlecht ist, daß man d'rauf tanzen muß!"

— Kasernen-Ton. Feldwebel: „Habe dem Herrn Hauptmann noch zu melden, daß der Unteroffizier Steier um acht Tage Urlaub bittet, da er heirathen will — Hauptmann: „Ach was, heirathen! Na, dazu braucht er doch höchstens drei Tage; einen Tag Hinfahrt, den andern Hochzeit und am dritten kommt er wieder zurück!" — Feldwebel: „Entschuldigen, Herr Hauptmann, so was kommt doch nur ein Mal im Leben vor!" — Hauptmann: „Was! nur einmal! Unsinn! Ich kenne Leute, die haben zwei- dreimal und noch öfter geheirathet!"